

MARÍA
ZAMBRANO

WALDLICHTUNGEN

SUHRKAMP

suhrkamp taschenbuch 5306

María Zambrano ist eine moderne Mystikerin, die die abendländische Tradition des Denkens verwandelt: Unverkennbar sind in ihrem Schreiben die Einflüsse von Teresa de Ávila, Luis de León, Johannes vom Kreuz. Aus ihren einander widerstrebenden Interessen der Philosophie, Literatur und Mystik entwickelt Zambrano eine »razón poética«: die das Logische mit dem Poetischen, das Dichten mit dem Denken verwebt.

María Zambrano, 1904 bei Málaga geboren, galt als Schülerin Ortega y Gasset, dem sie jedoch schon früh allzu unabhängig in ihrem Denken war. Während des Spanischen Bürgerkriegs engagierte sie sich auf der Seite der Republik; sie war Mitbegründerin der berühmten Zeitschrift *Hora de España*. 1939 ging sie ins Exil, von Frankreich nach Mexiko, Kuba, Puerto Rico, Italien, in die Schweiz. Erst 1984 kehrte sie nach Spanien zurück. 1988, drei Jahre vor ihrem Tod, erhielt sie den Cervantespreis, den höchsten Literaturpreis der spanischsprachigen Welt.

MARÍA
ZAMBRANO

WALDLICHTUNGEN

Aus dem Spanischen
von Gerhard Poppenberg

SUHRKAMP

Die spanische Originalausgabe erschien 1977 unter dem Titel
Claros del bosque bei Seix Barral, Barcelona.

Erste Auflage 2022

suhrkamp taschenbuch 5306

© der deutschsprachigen Ausgabe Suhrkamp Verlag

Frankfurt am Main 1992

© María Zambrano, 1977

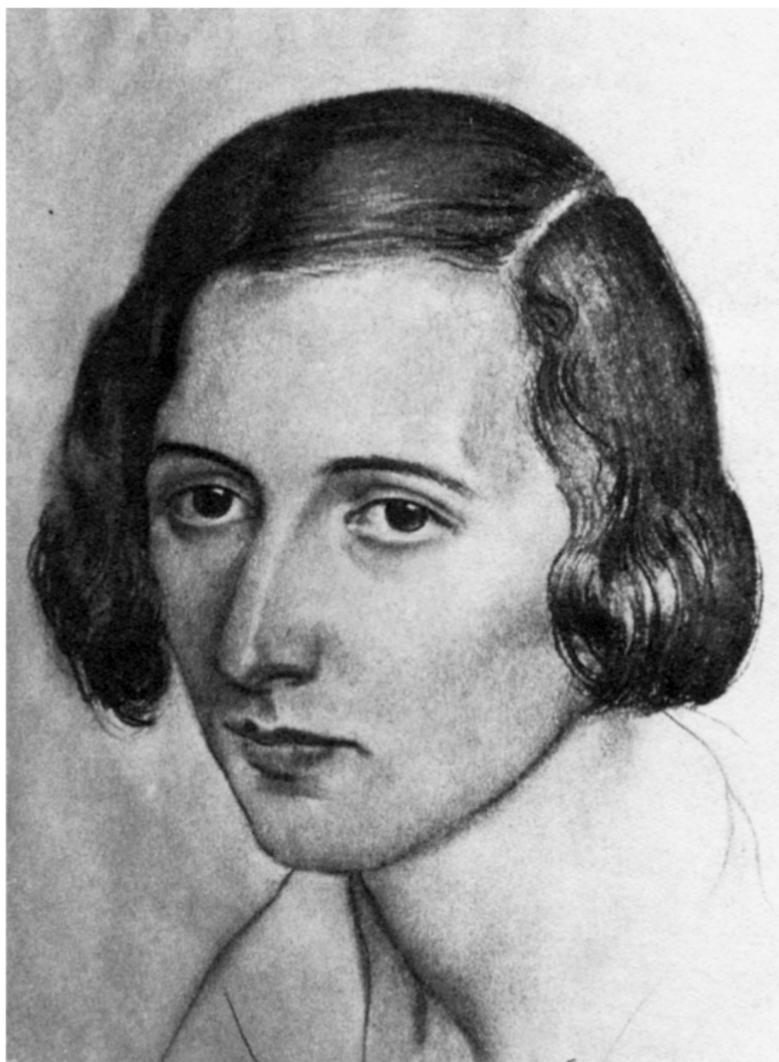
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Brian Barth, Berlin

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47306-1

www.suhrkamp.de



Porträtzeichnung von Gregorio Toledo 1935

Waldlichtungen

Die Waldlichtung ist ein Zentrum, das zu betreten nicht immer möglich ist; vom Saum aus schaut man zu ihr hin und wenn auch vielleicht Fährten von Tieren zu sehen sind, hilft das nicht, den Schritt hinüber zu tun. Es ist ein anderes Reich, von einer Seele bewohnt und behütet. Vielleicht ruft ein Vogel und lädt ein, den Weg zu gehen, den seine Stimme anzeigt. Und man folgt ihr; dann findet man nichts, nichts außer einem unberührten Ort, der sich in diesem einzigen Augenblick geöffnet zu haben scheint und der sich niemals wieder so darbieten wird. Man darf ihn nicht suchen. Man darf nicht suchen. Das lehren die Waldlichtungen auf der Stelle: man darf sich nicht aufmachen, sie zu suchen und auch nicht, in ihnen etwas zu suchen. Nichts Bestimmtes, Vorgeformtes, Bekanntes. Und die Ähnlichkeit der Lichtung mit dem Tempel kann die Aufmerksamkeit ablenken.

Ein Tempel, aber von selbst entstanden, durch »Ihn«, durch »Sie« oder durch »Es«, auch wenn der Mensch mit seinem Werk und seinem einfachen Durchgang ihn womöglich erst geöffnet oder erweitert hat. Die menschliche Tat zählt nicht, und wenn sie zählt, dann schafft sie vielleicht eine Art Platz, nicht einen Tempel. Ein Zentrum in seiner ganzen Fülle, gerade deshalb, weil die menschlichen Anstrengungen getilgt sind, genau so wie man es seit je für den Tempel gewollt hat, den die Menschen ihrer Gottheit erbaut haben: er soll

aussehen, als wäre er von ihr selbst gemacht, und die Bilder der Götter und übermenschlichen Wesen sollen das eigene Gepräge dieser Wesen tragen, in den zusammengefügt Elementen, die sich dem göttlichen Wesen fügen.

Und es bleibt das Nichts und die Leere, welche die Waldlichtung als Antwort gibt auf das, was man sucht. Aber wenn man nichts sucht, wird die Gabe unvorhersehbar, grenzenlos. Denn es scheint, daß das Nichts und die Leere – entweder das Nichts oder die Leere – fortwährend im menschlichen Leben anwesend oder unterschwellig vorhanden sein müssen. Und um nicht vom Nichts oder von der Leere verschlungen zu werden, muß man sie in sich selbst schaffen, muß man wenigstens innehalten, sich in der Unentschiedenheit einer Schwebelage halten, in der Nicht-Ekstase. Die Frage unentschieden lassen, von der wir glauben, sie sei grundlegend für das Menschliche. Die unheilvolle Frage an den Führer, an das Anwesende, das vergeht, wenn man es bedrängt, an die eigene Seele, die vom Fragen des aufständischen Bewußtseins erstickt wird, an die eigene Vernunft, der man nicht den Frieden läßt, schweigend, im Dunkeln auch, zu empfangen und zu begreifen, ohne daß die unterbrechende Frage sie stumm wie eine Dienerin werden ließe. Und die Angst vor der Ekstase, die einen angesichts des lebendigklaren Lichts anfällt, läßt den Besucher aus der Waldlichtung fliehen, der so zum Eindringling wird. Und wenn er als Eindringling eintritt, hört er die Stimme des Vogels als Vorwurf und als Spott: »du hast mich gesucht, und jetzt, wo ich dir endlich wohlgesonnen bin, wen-

dest du dich diesem Ort zu, wo du nicht atmen kannst«, oder etwas der Art klingt in seinem wankelmütigen Gesang an. Und eine gewisse Gelassenheit kann dieser Vorwurf und dieser Spott bewirken. In der Hochzeitsszene, dem einzigen Moment, in dem Dante Beatrice von Angesicht zu Angesicht begegnet, sieht er sie wie irgendeine Dame mit ihren Freundinnen über die Bestürzung spotten, die der unvergleichlich Verliebte erfährt, als er sie von nahem sieht und als er ihr unerwartet dienen kann. Und er flieht ins Nachbarzimmer, und der Freund, der ihn vorgestellt hat – der Führer –, fragt ihn nach dem Grund solch großer Bestürzung. *Io tenni li piedi en quella parte de la vita di là de la quale non si puote ire più per intendimento di ritornare.*

Und dann tritt in der Waldlichtung, im Verborgenen und im Zugänglichen, denn die Angst vor der Ekstase hat es gleich gemacht, das Zittern des Spiegels zutage und in ihm die Ankündigung und das Ende der Fülle, die sich dann doch nicht ergeben hat: der Blick, der wie ein zugleich waches und schlafendes Schauen ist, das bestenfalls erahnte Wort. Es zeigt sich jetzt die Lichtung als Spiegel, der zittert, schwirrende Klarheit des Lichts, in der sich etwas kaum abzeichnet und zugleich verschwimmt. Und alles deutet an, alles ist Andeutung und alles ist indirekt, das Licht selbst, das als Reflex erscheint, gibt sich indirekt, nicht aber degen-
glatt. Leicht krümmt sich das Licht und reißt die Zeit mit sich. Und man darf nie vergessen, daß die Krümmung von Licht und Zeit nicht Strafe ist oder daß sie es nicht nur ist, sondern Zeugnis und Bruchstück der

Wölbung des Universums und des Lebens, und daß das Zittern Schillern des Lichts ist, das beständig herabfließt und sich in jede dunkle Biegung krümmt, das sich so einschleicht, da es auf direktem Weg ohne niederzwingende Gewalt sich nicht gestatten kann, unsere letzten Schutzwinkel zu betreten. Und die Farben entstehen, um uns das Licht zugänglich zu machen. Und der schillernde Regenbogen strahlt, früher noch als oben am Himmel, unten im Dunkeln und Dichten, und schafft so eine unvorhersehbare gunstvolle Lichtung.

Es glänzen die Farben und halten sich bis zum letzten Augenblick eines Vergehens im Spiel der Luft mit dem Licht und des Himmels, der kaum wahrnehmbar sich bewegt. Ein diskontinuierlicher Himmel, er selbst auch eine Lichtung. Und die düsteren Farben erscheinen wie bevorzugte Orte des Lichts, das sich gesammelt in sie zurückzieht, eindringt und sich dann mit dem Feuer im goldenen Zweig zeigt, der sich der Gottheit entgegenstreckt, die geflohen ist oder noch nicht angekommen. Und so ist das Verweilen des Waldfreunds nur kurz. Eine doppelte, sich überlagernde Bewegung fordert das: die, zu gehen, um zu sehen, und die, bis an die Grenze des Orts zu gelangen, den die Gottheit verlassen hat oder der sie ankündigte. Und dann muß man weitergehen von Lichtung zu Lichtung, von Zentrum zu Zentrum, ohne daß eines von ihnen etwas verliert oder einwendet. Alles gibt sich eingefügt in eine Kreisbewegung, in Kreisen, die aufeinander folgen, jedesmal weiter offen, bis man dorthin gelangt, wo es nichts weiter gibt als Horizont.

Eine Gestalt geht in dieser Ferne, zeigt sich fast an der Grenze der Körperlichkeit oder vielmehr schon weit über sie hinaus, ohne doch ein Schema zu sein oder ein einfaches Zeichen. Gestalten, welche der Blick erstrebt in seiner Blindheit, die niemals durch den Anblick einer lichtvollen Gestalt oder irgendeinen Glanz überwunden wird. Vielleicht schaut ein fabelloses Tier aus dieser Ferne her. Ein Fetzen vielleicht löst sich von einer nie gesehenen Weiße, etwas, etwas, das nicht Zeichen ist. Nichts ist Zeichen, als erahnte man ein Reich, in dem das, was bezeichnet und was bezeichnet wird, ein und dasselbe wären, in dem die Liebe nicht beschützt werden muß und die Natur nicht wie ein verlorenes oder überrumpeltes Schaf ist, das zum Vorschein kommt und sich verbirgt. Und das Licht reflektiert sich nicht und krümmt sich nicht und dehnt sich nicht aus. Und die ungerichtete Zeit vergeht nicht, dort in der Ferne, wo das Zentrum sich äußert, das die Lichtungen dieses Walds für Augenblicke spiegeln. Und der ferne Blick auf das kaum sichtbare Zentrum und der Anblick, den die Waldlichtungen bieten, scheinen eher noch als eine neue Sicht ein Medium der Sichtbarkeit zu versprechen, wo das Bild real wäre und das Denken und das Fühlen übereinstimmten, ohne daß dies um den Preis geschähe, daß eins sich im andern verlöre oder daß sie sich aufhoben. Eine neue Sichtbarkeit, Ort von Erkenntnis und Leben ohne Unterschied, scheint der Magnet zu sein, der all diese Gedankengänge geleitet hat, ähnlich wie eine Methode des Denkens. Jede Methode springt wie ein »Incipit vita nova«, das

uns mit seiner unveräußerlichen Freude entgegenkommt. Man hört das *Halleluja* im Descartesschen *Discours*. Den Nachhall des Gelübdes, das er der dunklen heiligen Madonna von Loretto getan hatte, als er die »Clarté« entdeckte. Aber das, was man erahnt, was man undeutlich oder fast schon sieht und auch, was man zu Gesicht bekommt, bietet sich hier in der Diskontinuität dar. Was unmittelbar erscheint, flammt auf und vergeht oder endet. Aber deshalb geht es nicht einfach vorüber, ohne eine Spur zu hinterlassen. Und das undeutlich Gesehene kann seine Gestalt finden, und das Bruchstückhafte so bleiben als Wink einer entlegenen Ordnung, die uns eine Kreisbahn darbietet. Eine Kreisbahn, die, weniger noch als durchlaufen, gesehen werden kann. Eine Kreisbahn, die sich nur denen bekundet, die auf die Passivität des Verstands vertrauen und die unheilbare Diskontinuität akzeptieren im Tausch gegen die Unmittelbarkeit der passiven Erkenntnis und das daraus folgende stetige Leiden.

Jede Methode ist ein »*Incipit vita nova*«, das sich stilisieren will. Das Eigentümliche der Methode ist die Kontinuität, und das derart, daß man nicht denken kann in einer diskontinuierlichen Methode. Und da das Bewußtsein diskontinuierlich ist – jede Methode ist eine Angelegenheit des Bewußtseins –, ergibt sich daraus, daß das bewußte Leben und die ihm angetragene Methode ungleich sind und nicht übereinstimmen.

Jede Methode entsteht aus einem glorreichen Augenblick leuchtender Klarheit, der jenseits des Bewußtseins liegt und der es überflutet. Das Bewußtsein wird

so belebt, erleuchtet und wahrhaft befruchtet durch diesen Augenblick. Wenn die Methode sich nur auf die objektive Erkenntnis bezieht, wird sie am Ende rettungslos ein logisches Werkzeug sein, auch wenn sie über das aristotelische »Organon« hinausgeht. Und sie bleibt dann ein Werkzeug, das jederzeit verfügbar ist. Aber das Denken folgt nicht immer der formalen Logik oder irgendeiner anderen, so sachhaltig sie auch sein mag. Das Bewußtsein ermüdet, läßt nach und das Leben des Menschen, so bewußt er auch sein mag und so sehr er auch die Erkenntnis lieben mag, ist nicht kontinuierlich damit beschäftigt. Und so ist das Wesen schutzlos entbunden zu all dem übrigen, was es in sich trägt und was, wenn es unterdrückt worden ist, mit der hinterhältigen Rebellion droht und mit der einfachen und stets lauernden Trägheit.

Und so führt wohl nur die Methode zu Ergebnissen, die sich des Lebens annimmt, das von der Logik im Stich gelassen wurde, das unfähig ist, sich im Reich des zugänglichen und verfügbaren Logos als in seinem eigenen Medium einzurichten. Eine Methode, die aus einem vollständigen »Incipit vita nova« entstanden ist, die aufweckt und sich aller Bereiche des Lebens annimmt. Und mehr noch der versteckten, da seit je unterdrückten oder da gerade erst im Entstehen begriffenen. Eine solche Methode kann auch nicht Anspruch erheben auf die Kontinuität, die zum Anspruch der Methode als solcher gehört. Und dabei läuft sie Gefahr, so weit hinabzusteigen, daß sie dort unten in der Tiefe bleibt, oder nicht tief genug hinabzusteigen oder auch die seit je unterdrückten Bereiche nicht einmal zu

berühren, die nicht notwendig dieser Welt der abgründigen Tiefen, der Unterwelt angehören müssen, die im Gegenteil zur oberen Welt gehören können, zu den Tiefen, wo sich lichtvolle Klarheit darbietet. Aber wie sich in ihr halten?

Was bedeutet dieses »Incipit vita nova« wirklich, das jede Methode, so streng logisch, so instrumentell sie auch sein mag, mit sich führt? Sie kann nur auf die Freude eines verborgenen Seins antworten, das zu atmen und zu leben beginnt, weil es schließlich das angemessene Medium für sein bis dahin unmögliches oder beständiges Leben gefunden hat. Die Beispiele der cartesianischen Methode oder vorher die Begegnung des heiligen Augustinus mit seiner Erleuchtung, mit der Wahrheit, die sein Herz belebt – Zentrum seines ganzen Wesens –, sprechen für sich selbst. Und Dantes »Vita nova«, dieses rätselhaft gewundene Brevier, eine Spirale, die sich nach vorn bewegt und wieder zurückläuft und in einem Augenblick sich ganz wieder einholt: sind sie alle nicht der Wiederhall eines Augenblicks, eines einzigen Augenblicks, der sich ewig diskontinuierlich fortpflanzt, der fast zugrunde geht und sich dabei rettet, einfach so und durch das, was er dazu tut, durch eine Treue ohne Schwäche. Es ist also ein Zentrum, das aufgeweckt worden ist, das Zentrum des Geistes nur – wenn denn die streng philosophischen Methoden des Aristoteles und des Descartes das sind, wie man allgemein glaubt. Und das Zentrum des Seins, wenn die Liebe erklärtermaßen ins Spiel kommt. Und wenn sie ins Spiel kommt, erklärt oder ohne Erklärung, entscheidet sie. Und dann läuft man Gefahr

(denn seit Jahrhunderten oder seit dem Beginn der sogenannten abendländischen Kultur steht die Mystik in Verruf), daß gedacht wird, sie näherte sich der Mystik oder sei ihr gar verfallen. Und wenn das Urteil milder ausfällt, es handle sich um Poesie, und, auf Grund eines solchen Irrtums, es wäre die Methode eines poetischen Lebens. Wogegen nichts einzuwenden wäre, wenn man unter poetisch, Poem und poetisieren das verstünde, was sie buchstäblich bedeuten, nämlich, mehr als eine Methode des Bewußtseins, eine der Kreatur, des Wesens der Kreatur, die Gefahr läuft, gleichzeitig geblendet und erstarrt aufzuwachen.

Auch durchläuft man die Waldlichtungen in gewisser Weise ähnlich wie man die Hörsäle durchlaufen hat. Wie die Lichtungen sind die Hörsäle leere Orte, dazu da, sich nach und nach zu füllen, Orte der Stimme, wo man hörend lernt, was unmittelbarer ist als das Lernen durch das geschriebene Wort, dem man unvermeidlich Betonung und Stimme zurückgeben muß, damit wir so spüren, daß es an uns gerichtet ist. Dem geschriebenen Wort müssen wir auf halbem Weg begegnen. Und immer bewahrt es nur die Objektivität und die leblose Beharrlichkeit dessen, was gesagt wurde, dessen, was bereits durch sich und in sich ist. Während man hörend das Wort oder das Seufzen vernimmt, das Murmeln, das uns geschickt ist. Die Stimme des Schicksals hört man viel mehr als daß man die Gestalt des Schicksals sieht.

Und so geht man durch die Waldlichtungen ähnlich wie man den Gedankengängen in den Hörsälen folgt, von Hörsaal zu Hörsaal, mit lebhafter Aufmerksam-

keit, die für Augenblicke nachläßt – das ist sicher – und sogar ermattet; so öffnet sich eine Lichtung in der Kontinuität des Denkens, dem man zuhört: das verlorene Wort, das niemals wiederkehrt, der Sinn eines Gedankens, der aufgebrochen ist. Und in der Schwebeliegt auch das Wort, der Gedankengang, der aufhört, wenn man am meisten erwartete, wenn man kurz davor war, ihn ganz zu verstehen. Und man kann nicht zurückgehen. Unheilbare Diskontinuität des Wissens aus dem Hören, getreues Bild des Lebens selbst, des eigenen Denkens, der diskontinuierlichen Aufmerksamkeit, der Unabgeschlossenheit alles Empfindens und Wahrnehmens und mehr noch alles Handelns. Und der Zeit selbst, die sprunghaft vergeht, die Lücken aus Zeitlosigkeit hinterläßt in Wellen, die sich verlaufen, in Augenblicken wie Funken eines fernen Feuers: Und dem, was ankommt, fehlt das, was anzukommen sich anschickte, und dem, was ankam, das, was unvermeidlich verloren geht. Und das, was, kaum gesehen oder erahnt, sich verbirgt, ohne daß man wüßte wo, noch ob es einmal wiederkehrt; diese kaum in der Luft geöffnete Furche, dieses Zittern einiger Blätter, der unbemerkte Pfeil, der trotzdem die Spur seiner Wahrheit in der Wunde hinterläßt, die er öffnet, der Schatten des Tiers, das flieht, ein vielleicht ebenfalls verwundeter Hirsch, die Schwärze, die von all dem in der Waldlichtung bleibt. Und das Schweigen. All das führt nicht zu der klassischen Frage, die das Philosophieren eröffnet, die Frage nach dem »Sein der Dinge« oder nach dem »Sein« allein, sondern läßt unheilbar vom Grund dieser Wunde, die sich nach innen öffnet,

zum Sein selbst, nicht eine Frage aufsteigen, sondern eine Klage, geweckt von jenem Unsichtbaren, das nur leicht berührend vorübergeht. »Wo hast du dich verborgen?...« Zu den Waldlichtungen geht man nicht, wie in Wahrheit auch nicht der gute Student in die Hörsäle geht, um zu fragen.

Und so findet, wer eines Tages zerstreut die Hörsäle verließ, sich schließlich aus reiner Ahnung durch Wälder laufend, von Lichtung zu Lichtung, dem Lehrer nach, der sich niemals seinem Blick dargeboten hat: der Einzige, der verlangt, ihm zu folgen, und sich dann hinter der lichtvollen Klarheit verbirgt. Und wenn er sich in dieser Suche verliert, kann es ihm geschehen, daß er vielleicht einen geheimen Ort in der Tiefe entdeckt, der die verwundete Liebe aufnimmt, die immer verwundet ist, wenn sie sich aufmacht, um sich zu sammeln.

II

DAS ERWACHEN